

# KONTINUITÄTEN DER ERINNERUNGSKULTUR DEUTSCH-JÜDISCHER ZEITGESCHICHTE

## Sechs Gespräche\*

Sharon Adler

Die Initialzündung für meinen Beitrag im Buch »Erinnern stören« lieferte eine Podiumsdiskussion zum Thema »Innerjüdische Perspektiven auf den Mauerfall« im Sommer 2019, bei der ich Leah Carola Czollek, kennenlernte, eine 1954 in Ost-Berlin geborene Jüdin. Trotz der unterschiedlichen Sozialisation, hier West, da Ost, gab es eine Klammer, die uns über die Zugehörigkeit zum Judentum miteinander verband. Die Erfahrung unterschiedlichster Ausprägungen von Antisemitismus und von Ausgegrenzt-Sein. Vor, während und nach der Öffnung der Mauer. Diese Erfahrung ist auch Teil meiner persönlichen Geschichte. Meine Mutter wurde 1935 in Berlin geboren. Sie hat den Holocaust überlebt, weil es meiner Urgroßmutter, die in 2. Ehe mit einem Nicht-Juden verheiratet war, gelungen war, sie rechtzeitig nach Holland zu bringen. Dort blieb sie bis zum Ende des Krieges versteckt bei einer Familie. Ende der 1950er Jahre ging meine Mutter, die einige Jahre in Haifa, Israel, gelebt hatte, zurück nach Europa, zunächst nach Holland, später zurück nach Berlin, nach West-Berlin, wo ich 1962 geboren wurde. Meine Großmutter blieb in Israel und wollte nie mehr einen Fuß nach Deutschland setzen. Ich besuchte sie jeden Sommer und wir sprachen in ihrer Muttersprache Deutsch miteinander. In Deutschland wuchs ich mit meiner Mutter und mit meiner Urgroßmutter auf. Mehr Familie gab es nicht. Keine der Frauen in meiner Familie hat über die Shoah gesprochen, weder über ihr eigenes Leben und Überleben noch über das Sterben der anderen.

Und doch war die Shoah und die Abwesenheit der anderen immer präsent.

Wir blieben nicht lange in Berlin, sondern gingen zurück nach Holland, wo ich im Kindergarten das einzige Mädchen mit schwarzen Haaren war. Von dort aus zog es uns über Essen wieder nach Berlin. Auf dem Gymnasium war ich in meinem Jahrgang das einzige jüdische Mädchen. Meine Deutschlehrerin bat mich einmal, mich doch vor die Klasse zu stellen, damit die anderen Schüler\_innen sehen konnten, dass Jüdinnen und Juden »ganz normale Menschen« seien. Ich tat es, weil ich meiner Lehrerin vertraut hatte und völlig überrumpelt wurde von dieser Sache. Meine Mutter war entsetzt und ging wutschnaubend zur Schulleiterin, bei der sie später noch viele weitere Male offenen und latenten Antisemitismus öffentlich machen würde.

Es gab damals keine jüdischen Schulen, und so war für mich 30 Jahre später völlig klar, dass meine Tochter die jüdische Grundschule und das jüdische Gymnasium in Berlin besuchen würde. 2008 feierte sie in der Synagoge Pestalozzistraße ihre Bat Mitzwah. Denn das Gefühl, ausgegrenzt zu werden, wollte ich ihr ersparen. Dieses Gefühl, zur Mehrheitsgesellschaft nicht dazuzugehören, war in diversen Phasen meines eigenen Lebens immer präsent.

So auch im Oktober 1989, als ich von der Wucht der »Deutschland« skandierenden, Deutschlandfahnen schwenkenden Menschenmassen getroffen zunehmend gemischte Gefühle entwickelte. Denn diese

Bilder erzeugten in mir genau dieselbe Assoziation mit den Bildern von Menschen, die der Soziologe und Politologe Daniel Jonah Goldhagen in seinem Buch so treffend mit »Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust« bezeichnet hatte.

Mit diesem Gefühl stand ich mehr oder weniger allein. Teilen konnte ich es nur mit Menschen, die sich nicht als Teil der jubelnden Menge verstanden, beziehungsweise von dieser nicht dazu gezählt wurden.

Dass mit dem 9. November 1989 damals wie heute allein an die friedliche »Wiedervereinigung« erinnert wird, und damit die Erinnerung an einen nicht weniger wichtigen 9. November in der deutschen Geschichte überschrieben wird, empfinde nicht nur ich als Affront.

Dass nämlich der 9. November auch für ein anderes historisches Datum steht, wird in all den Jubelfeiern um die Öffnung der Grenze nicht thematisiert. Mit dem 9. November verbinden die Jüdinnen und Juden in Deutschland vor allem den 9. November 1938, der den Beginn der systematischen Verfolgung, Entrechtung und Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden in Deutschland und Europa markiert hat.

Um die Stimmen der Jüdinnen und Juden abzubilden, die den 9. November 1989 als Erwachsene oder als Kind – selbst miterlebt haben, die in ihren Narrativen aber auch den 9. November 1938 tragen, habe ich jüdische Menschen aus Ost- und West-Berlin als Interviewpartner\_innen angefragt, mit denen ich regelmäßig in anderen Kontexten im Austausch war. Deren Erinnerungen und Perspektiven wollte ich exemplarisch in diesen Beitrag zu »Erinnern stören« einfließen lassen. In unseren Gesprächen habe ich vieles erfahren: über ihre jüdische Sozialisation,

über das Überleben ihrer Familien und das Leben vor und nach der Shoah. Als West-Berliner Jüdin lernte ich viel über die damalige Jüdische Gemeinde in Ost-Berlin kennen und überhaupt zum jüdischen Leben in der ehemaligen DDR. Gesprächsthema war auch, ob es schon vor 1989 einen Austausch der Jüdischen Gemeinden West und Ost gab und ob oder wie sich dieser nach 1989 fortgesetzt hat.

Meine Interviewpartner\_innen teilten mit mir ihre Erinnerungen an die Stimmung in den Jüdischen Gemeinden in der Zeit um den 9. November 1989, aber auch in den 1970/80er Jahren – Erinnerungen, welche die unterschiedlichen Lebensrealitäten in der BRD und der DDR sichtbar werden lassen. Gemeinsam gingen wir der Frage nach, inwieweit die Öffnung der innerdeutschen Mauer eine Zäsur in ihrem beruflichen und privaten Leben bedeutet.

Trotz ihrer unterschiedlichen Biographien, Alter und Herkunft ist allen jedoch eines gemeinsam – das Gefühl und die Erfahrung, in diesem Land oftmals »alleiner als allein« zu sein. Auch wenn jüdisches Leben in Deutschland heute vielfältig, sichtbarer und öffentlicher ist als es seit 1989 jemals gewesen ist, ist es nicht sicherer geworden. Im Gegenteil. An Halle, an der Beschneidungsdebatte, der AfD, dem Judenhass an Schulen und Universitäten, an BDS, an der zynischen Instrumentalisierung der Toten von Auschwitz von einem selbsternannten »Künstler\_innenkollektiv« und den Reaktionen darauf, vor allem aber am jährlichen »Bericht antisemitischer Vorfälle« der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus Berlin können wir ablesen, dass es bis heute keine Strategie gegen Antisemitismus gibt.

Vor dem Hintergrund, dass jede\_r Einzelne meiner Interviewpartner\_innen Familienmit-

glieder hat, die in der Shoah von den Nazis ermordet wurden, ist die Sicht auf die Feiern zur »Wiedervereinigung« Deutschlands am 9. November eher zwiespältig. Gemeinsam ist allen Interviewten das Bewusstsein darüber, dass die jüdische Perspektive weder Eingang in den Diskurs der Feiern zum 30. Jubiläum der Maueröffnung erhalten hat noch dass in den gefeierten Jahren 1989/1990 jüdische Stimmen gehört wurden.

Dieser Beitrag möchte diese Stimmen abbilden. Für ihr Vertrauen, ihre Erinnerungen und Gedanken, ihre Impulse und Perspektiven danke ich ihnen allen.

Mai 2020

Anetta Kahane – Unermüdliche Kämpferin gegen Antisemitismus und Rassismus

Anetta Kahane, geboren 1954 in Ost-Berlin, wuchs in der DDR auf. Ihre Eltern waren als jüdische Kommunist\*innen vor dem Nationalsozialismus geflohen und nach dem Krieg ins geteilte Berlin zurückgekehrt. Sie studierte Lateinamerikanistik und arbeitete als Übersetzerin. Als erste und einzige Ausländerbeauftragte des Magistrats von Ost-Berlin warnte sie schon früh vor den Gefahren des Rechtsextremismus. 1991 gründete sie den RAA e.V. (Regionale Arbeitsstellen für Ausländerfragen, Jugendarbeit und Schule) für die neuen Bundesländer und 1998 die Amadeu Antonio Stiftung<sup>5</sup>, deren hauptamtliche Vorstandsvorsitzende sie bis heute ist. 2002 wurde sie für ihr Engagement gegen Rechtsextremismus und für Zivilcourage mit dem Moses-Mendelssohn-Preis des Landes Berlin ausgezeichnet. Anetta Kahane ist Autorin des 2004 bei Rowohlt erschienenen Buches »Ich sehe was, was du nicht siehst«.

SHARON ADLER: »30 Jahre Mauerfall – Demokratie ist kein Geschenk des Schicksals« – in Deinem Kommentar zum 9. November beschreibst Du, warum Du bei der Formulierung »Schicksalstag der Deutschen« Bauchschmerzen bekommst. Warum geht Deiner Meinung nach – 30 Jahre nach der »Vereinigung« – der Gedanke der Verantwortung für die drei mit diesem Datum verknüpften Ereignisse (9. November 1918, 9. November 1938, 9. November 1989) verloren, wenn man sie mit dem Wort »Schicksal« belegt?

ANETTA KAHANE: Ich habe deswegen immer Bauchmerzen, weil ich befürchte, dass durch Eskapismus und des Sich-Nicht-Verantwortlich-Fühlens der 9. November 1938 weggeschummelt und ausgeblendet wird. Das, was in der DDR nicht stattgefunden hat und auch nach der Wende nicht, waren aktive Auseinandersetzungen der Tätergeneration und deren Nachfahren mit dem Nationalsozialismus. Ich glaube, dass das einer der Gründe ist, warum die AfD im Osten so stark ist.

2004 ist Dein Buch »Ich sehe was, was du nicht siehst. Meine deutschen Geschichten« erschienen. Darin erzählst Du von Deinem Leben als Jüdin in der DDR und von Deinem Kampf gegen Rechtsextremismus und Judenhass nach der Wende. Du schreibst: »Es wird [...] ein langer Weg werden, denn mit dem Thema Antisemitismus umzugehen ist fast noch schwieriger als mit Rassismus.«

Rassismus zeigt sich ganz eindeutig in einer Abwertung von People of Color. An Abwertung verbaler, nonverbaler oder diskriminierender, gewalttätiger Art. Das System des Antisemitismus funktioniert ganz anders als

Rassismus. Da geht es um Dämonisierung. Er ist die älteste Verschwörungstheorie der Welt: Der Jude ist schuld.

Während der »nachholenden Revolution« als Mitglied der AG »Ausländerfragen« am »Zentralen Runden Tisch« warst Du mit verantwortlich für den Antrag »Aufruf zur Aufnahme sowjetischer Juden in der DDR«, der am 12. Februar 1990 ohne Gegenstimmen angenommen wurde. Damit hast Du das jüdische Leben in der Bundesrepublik maßgeblich verändert, denn 200.000 Menschen konnten kommen. Ein weithin sichtbares Zeichen der Anwesenheit von Jüdinnen und Juden ...

Ich muss hier lächeln, weil das eins der Dinge ist, auf die ich ein bisschen stolz bin. Die Erklärung vom 12. Februar 1990 war eine Sternstunde, da ging mir das Herz auf. Es gab auch eine Erklärung der Volkskammer mit der Bitte um Entschuldigung an die in der DDR lebenden Juden, für die Art und Weise, wie sie für den Umgang mit Israel behandelt wurden. Wo auch eine Verantwortung ausgedrückt wurde für den Holocaust. Das war so ein Moment, wo ich dachte: »Wow! Vielleicht wird das doch noch was!«

Der entscheidende Satz des Beschlusses lautete: »Eingedenk der Tatsache, dass bei der Judenverfolgung und -vernichtung durch den deutschen Faschismus die ganze Welt zugesehen hat, rufen wir auf, die deutsche Schmach der Vergangenheit nicht zu wiederholen.«

Ja, so hieß es – großartig. Alle russischen Juden aus der Sowjetunion, die ab 1990 gekommen sind, sind über diese Regelung ge-

kommen. Wenn das nicht so gekommen wäre, würde Deutschland heute ganz anders aussehen, denn dann hätten wir diese ganzen tollen jungen Leute nicht, diese nächste Generation. Trotzdem gibt es heute noch viele Ungerechtigkeiten. Zum Beispiel die Rentenversorgung für die eingewanderten Juden, die den Spätaussiedlern nicht gleichgestellt werden. Wenn in Deutschland die Rede davon ist, dass Jüdisches Leben wieder aufblüht, muss ich lachen.

In dem Buch »Nach Auschwitz: Schwieriges Erbe DDR. Plädoyer für einen Paradigmenwechsel in der DDR-Zeitgeschichtsforschung« schreibst Du im Kapitel »Wirkung eines Tabus: Juden und Antisemitismus in der DDR«: »Der Massenmord an den Juden war nie ein Thema in der DDR. Jüdisches Leben wurde unsichtbar gemacht [...].« Wie seid ihr, die Juden in der DDR, damit umgegangen?

Das Wort »Gaslighting« und der Film »Gaslight« mit Ingrid Bergman, den ich sehr liebe, beschreibt das ganz gut. Gemeint ist das Phänomen, wie man jemanden durch das Ausreden und Leugnen von Wahrnehmungen in den Wahnsinn oder in den Selbstmord treiben kann. Das war auch mein Lebensgefühl und auch das von anderen Juden. Wir als Zweite Generation sind aufgewachsen mit dem Trauma der Eltern und der Unmöglichkeit, darüber in der Öffentlichkeit zu reden. Man erklärte uns: »Ihr nehmt das falsch wahr, das sind doch alles Genossen. Das kann doch gar nicht sein.« Es gab einfach eine ganz große Diskrepanz zwischen der Wahrheit und dem, was die Ideologie verbreitet hat.

2010 wurde im Centrum Judaicum in Berlin das Buch zur Ausstellung »Das hat's bei uns nicht gegeben – Antisemitismus in der DDR« der Amadeu Antonio Stiftung vorgestellt. Du hast darüber gesprochen, wie es sich als Kind jüdischer Eltern in der DDR und als junge Frau lebte, und wie (ambivalent) das Verhältnis zum Jüdischen im Kommunismus war ...

... Judentum war eine Religion und Religion Opium fürs Volk. Und Religion ist reaktionär. Also ist Judentum reaktionär. Darauf wurde Judentum reduziert, aber auch auf »wir sind die Heimstadt für Juden in der DDR, wer in die Synagoge gehen will, kann das auch«, und auf »wir stellen Synagogen zur Verfügung, wir stellen sogar die Gemeindevorsitzenden.« Die Jüdischen Gemeinden waren sehr kontrolliert, aber die meisten Juden in der DDR waren keine Gemeindeglieder, sondern so wie meine Eltern Rückkehrer aus Lagern oder aus dem Widerstand, die über die Kommunistische Partei dahin bestellt wurden die DDR auf- zubauen. Das waren ungefähr 3000 Gemeindeglieder, 3000 jüdische Immigranten. Das Leben in der DDR war für Juden ambivalent. Es gab in den 50er Jahren antisemitische Verfolgungswellen und auch die israel-feindliche Haltung flammte immer wieder auf, so dass die meisten Juden, die durchaus führende Positionen hätten einnehmen können, immer irgendwo hängengeblieben sind. Das Misstrauen und die Distanz waren groß. Wir waren, auch die Kinder, in gewisser Weise privilegiert, aber konnten nie Teil der Gesellschaft werden. Das kann man nur sein, wenn man darüber reden kann, was in einem vorgeht. Die Väter der Kinder in meiner Klasse waren alle in der Wehrmacht oder Schlimmeres, mein Vater war im Widerstand. Der Dialog zwischen den

Kindern war problematisch.

Wie hast Du den 7. Oktober, den Herbst 1989 und die Abkehr, die Veränderung vom/des Slogan(s) »Wir sind das Volk« hin zu »Wir sind EIN Volk« wahrgenommen, gab es andere jüdische Leute, die dadurch, durch den Ruf, der sich auf ein Deutschsein bezog, alarmiert waren?

Alle. Die Nacht des 7. Oktober war insofern sehr bedeutungsvoll, weil es der »Tag der Republik« war, der 14. Jahrestag. Gorbatschow war in Berlin, es gab überall Demonstrationen, viele Repressionen, und die Polizei hat Leute festgenommen. Die Auflösung war überall und es war klar, dass irgendetwas passieren wird. Honecker saß im Palast der Republik, rund um den Palast haben sich Leute versammelt und »Gorbi, Gorbi« gerufen. »Wir sind EIN Volk« kam erst später. »Wir sind das Volk« meinte die Negation von »ihr und wir«. »Ihr« hieß damals die Regierung, »die oben«, das polizeistaatliche Regime. Wir dachten uns: WIR sind doch das Volk! Nicht ihr! Wir sind die Bevölkerung. People of the Power, We, the People. Das änderte sich erst später, als der 4. November vorbei und die Mauer geöffnet war und die ersten Gedanken in Richtung Einheit kamen: Der Geist dieses Aufbruchs in Richtung von »Wir emanzipieren uns von der Vorherrschaft eines Staates der uns unmündig macht«, hin zu »Wir sind eine völkische Gemeinschaft, wir sind EIN Volk«. Und zum Dreiklang »Wir, Volk, Deutsche«. Bald schon gab es dann auch Propaganda von den Republikanern und es bekam diesen nationalen Touch und dieses Deutschtum. Ich habe mit sehr vielen Leuten gesprochen und alle Juden, die ich kannte, haben das natürlich sofort gesehen.

Das »toxische Wir« also?

Ja, genau das ... Als ich kurz nach dem Mauerfall mit meiner Tochter über die Bornholmer Straße nach West-Berlin gegangen bin, standen auf der anderen Seite Türken, die Obst verschenkt haben. Und diese Arschlöcher haben das Obst genommen und denen gesagt: »Ausländer raus, verpisst euch, jetzt sind wir da.« Im »Gib her und hau ab!« drückte sich das »toxische Wir« aus und hat darin sofort einen verbalen Ausdruck gefunden. Ich habe das immer so empfunden, aber es hat keiner so richtig was gesagt, und wenn, dann eher aus Versehen. Ich habe in der DDR ja nicht mit Leuten verkehrt, die ausgesprochene Rassisten waren, aber diese Haltung war schon sehr verbreitet.

An Halle, an der AfD, an Judenhass an Schulen und Universitäten, an BDS, am »Bericht antisemitischer Vorfälle« der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus sehen wir, dass es noch lange keine Antwort auf Antisemitismus gibt. Wie beurteilst Du vor diesem Hintergrund die Entscheidung des Bundesfamilienministeriums für die Förderperiode des Bundesprogramms »Demokratie leben!«?

Zivilgesellschaft ist gerade nicht besonders in Mode. Weltweit spricht man von »shrinking spaces for civil society«. Das liegt zum einen an Rechtspopulismus und Rechtsextremismus, aber es liegt auch daran, dass Staatliche Institutionen die Förderung zu unbequem finden. Die Finanzierung von Aktionsforen, die wir seit 17 Jahren machen, ist gefährdet, denn das Ministerium hat uns gerade mitgeteilt, dass sie das leider nicht mehr finanzieren können. Das ist eine sehr bedrückende Situation, denn viele Initiativen hängen da auch dran. Besonders auch für die Leute, die vor Ort sehr tapfer gegen diese ganzen Rechtspopulisten und Rechts-

extremisten stehen. Die kann man doch als Bundesprogramm nicht einfach so im Regen stehen lassen! Die großen Wörter zum Thema Antisemitismus lauten ja immer: »Wir bemühen uns, wir kämpfen darum, dass es doch geht.« Aber wenn die Ministerialbürokratie Sachzwängen unterlegen ist, fallen die großen Worte von »Staatsraison« und »Das ist ganz wichtig« alle weg.

Leah Carola Czollek – »Über den Holocaust wollte niemand sprechen. Und selbstverständlich auch nicht über Antisemitismus«

Leah Carola Czollek, geboren 1954 in Ost-Berlin, studierte Rechtswissenschaften und ist Sozialpädagogin, Mediatorin, Supervisorin, freiberufliche Trainerin und Dozentin für Soziale Arbeit an der Alice-Salomon Hochschule und an der Fachhochschule Potsdam. Sie ist Leiterin und Mitbegründerin des Instituts »Social Justice und Radical Diversity«<sup>6</sup>. Gemeinsam mit Prof'in Gudrun Perko entwickelte sie das Bildungskonzept der »diskriminierungskritischen Sozialen Arbeit« und der »diskriminierungskritischen Beratung«.

Lehr-, Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: Social Justice, Diversity, Gender/Queer, Interkulturalität, Interkulturelle Mediation, Dialog, diskriminierungskritische Soziale Arbeit, Beratung in der Sozialen Arbeit.

Publikationen u. a.: »Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen«, gem. mit Gudrun Perko, Corinne Kaszner und Max Czollek, vollständig und überarbeitete Neuauflage (Erstveröffentlichung 2012), Beltz/Juventa 2019.

SHARON ADLER: Wir haben uns im Sommer 2019 anlässlich einer Podiumsdiskussion zum Thema »Innerjüdische Perspektiven auf den Mauerfall« intensiv ausgetauscht. Wir beide sind Nachkommen von Holocaust-Überlebenden, zählen zur Zweiten Generation. Ich wurde 1962 in West-Berlin geboren, Du 1954 in Ost-Berlin. Wie lebte es sich als Kind jüdischer Eltern in der DDR? Konnten Deine Familie und Du dort offen jüdisch leben?

LEAH CAROLA CZOLLEK: Ich wuchs als Kind in der Gemeinschaft von Überlebenden auf, die bei uns zu Hause ein und aus gingen. Sie lebten in der DDR, kamen aber auch auf Besuch aus der Sowjetunion, aus Österreich und der Bundesrepublik. Ich hatte immer das Gefühl, als ob ich auf einem Friedhof aufwachsen würde. Über die Ermordeten wurde nicht gesprochen. Es war eine Wunde, die nie geschlossen wurde. Viele der Freund\_innen meiner Eltern waren im Widerstand. Meine Kindheit war geprägt von Widerstand, Jüdischkeit und einer tiefen Trauer. Während meine Schulfreund\_innen Familien hatten, waren mein Bruder und ich mit meinen Eltern allein. Das war wie ein Stigma. Es gab einen Unterschied zwischen dem internen Kreis meiner Familie und deren Freund\_innen und der Außenwelt. Intern waren die Inhalte der Gespräche anders. So habe ich mit meinem Vater in sehr positiver Weise viel über Jüdisch-Sein oder über Israel gesprochen. In der Außenwelt ging das nicht. In der Schule waren wir jüdische Jugendliche und Außenseiter, wir waren bekannt als Jüdinnen und Juden, weil unsere Eltern in der offiziellen Wahrnehmung jüdische Intellektuelle waren. Das war in der DDR nicht angesehen. Für mich bedeutete das, wie auf einem Präsentierteller zu leben. Das war nicht angenehm. In meiner Kindheit und Jugend wurde nicht viel über Emotionen gesprochen und es gab auch keine Sprache für das, was im Nationalsozialismus und was im Holocaust geschah und was gegenwärtig in der DDR passierte. Meine Eltern waren immer unterwegs und haben gearbeitet, daher war ich als Kind und als Jugendliche oft alleine. Diese Freiheit hat mir aber auch gut gefallen. Es gab Bücher und Musik zu Hause. Im Sommer und in den Ferien waren wir oft in Wiepersdorf.<sup>7</sup> Das war wie meine Höhle, mein Rückzugsort.

Kannst Du noch einmal genauer darauf eingehen, was es für Dich bedeutet hat, in einem vorwiegend nichtjüdischen Umfeld aufgewachsen zu sein?

Ich habe ein gespaltenes Leben geführt. Zu Hause das Jüdische und in der Außenwelt ein hoher Anpassungsdruck. Man musste eine gewisse »Normalität« leben, die wenig mit mir zu tun hatte. Das hat mich früh sehr belastet, ohne dass die Erwachsenen ein Verständnis dafür hatten. Ich konnte nicht schlafen, konnte kaum essen, konnte mich schlecht konzentrieren, habe gestottert und in Tagträumen gelebt. Aufgrund meiner »Auffälligkeit« wurde ich schon früh mit Psychopharmaka behandelt, die nicht geholfen haben. Dieser Normalitätszwang stand im Zusammenhang damit, dass ich alles, was mit meinem Jüdisch-Sein zu tun hatte, in der Außenwelt nicht preisgeben durfte. So spürte ich schon früh eine tiefe Trauer über die Ermordeten. Ich hörte die Stimme meiner Großmutter, die ich ja nicht kannte, und hatte immer das Gefühl, kein Recht auf ein eigenes Leben zu haben bzw. durch besondere Leistungen meine Lebensberechtigung nachweisen zu müssen. Über all das konnte ich in der DDR im nicht-jüdischen Umfeld nicht sprechen. Wenn ich über den Holocaust sprechen wollte, bekam ich von den nicht-jüdischen Menschen Probleme. Ganz oft hörte ich, ich würde mich nur wichtigmachen wollen und den Holocaust dafür benutzen. Als Erwachsene in der Bundesrepublik – im Herbst 1989 vor dem Fall der Mauer gelang es mir nach fünfjährigem Bemühen, eine Ausreisegenehmigung zu erhalten und die DDR mit meinen Kindern zu verlassen – versuchte ich, therapeutische Unterstützung zu bekommen. Da passierte das Gleiche. Über den Holocaust

wollte niemand sprechen. Und selbstverständlich auch nicht über Antisemitismus.

Habt ihr am religiösen oder kulturellen jüdischen Leben in der DDR partizipiert?

Es gab eine Jüdische Gemeinde in Ost-Berlin, die vor allem für sehr gläubige Jüdinnen und Juden geöffnet war. Das waren wir nicht. 1985, als die DDR in immer größere wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, wurde versucht, in Wirtschaftsbeziehungen mit den USA die sogenannte »Meistbegünstigungsklausel« zu bekommen. In ihren antisemitischen Verschwörungstereotypen haben Funktionäre der DDR Kontakte zu den USA über den Jüdischen Weltkongress knüpfen zu können, der sich dafür interessierte, wie die DDR mit den Jüdinnen und Juden umgeht. Für uns Jüdinnen und Juden der Zweiten Generation bedeutete das, dass wir uns zu dieser Zeit offiziell in der Jüdischen Gemeinde treffen konnten. Die Gruppe hieß »Wir für uns«. Es wurden Rabbiner und Vortragende aus West-Berlin und den USA eingeladen, und plötzlich gab es auch Bücher, zum Beispiel über den Ablauf des Schabbes. In dieser Zeit begann ich mich intensiv mit dem Judentum zu beschäftigen und zu lernen.

Offiziell stand Antisemitismus in der DDR unter Strafe. Hast Du in Deiner Kindheit/Schulzeit antisemitische Erfahrungen gemacht?

Ja klar. Ich selbst habe viele Anfeindungen erlebt. Wenn ich meinen Eltern davon erzählte, war meine Mutter am nächsten Tag in der Schule. Diese Vorfälle gab es aber so oft, dass ich irgendwann zu Hause nichts mehr erzählte.

Inzwischen gibt es Publikationen und Forschungen zu Antisemitismus in der DDR, auch eine Ausstellung von der Amadeu Antonio Stiftung, und insgesamt wird hier gezeigt, dass im sogenannten antifaschistischen Staat Antisemitismus existierte. Heute kann man das nachlesen. Damals wussten wir selbstverständlich davon. Neben meinen persönlichen Erlebnissen gab es Antisemitismus auf staatlicher und institutioneller Ebene. Juden und Jüdinnen galten in der stereotypen antisemitischen Wahrnehmung als wurzellose Kosmopolit\_innen, als Agent\_innen Israels und Amerikas. Indem ihnen Zionismus vorgeworfen wurde, wurde ihnen »bourgeoiser Nationalismus« vorgeworfen. Eine öffentliche antizionistische Haltung bedeutete in den Staaten des Ostblocks eine konsequente Haltung zur Sowjetunion.

Sprechen wir vom Jahr 1989 und von der Entwicklung des Slogans »Wir sind das Volk« hin zu »Wir sind EIN Volk«. Wie hast Du den 9. November 1989 und den Nationalismus um das »Geeinte Deutschland« wahrgenommen? Gab es andere jüdische Leute, die durch den Slogan »Wir sind EIN Volk« alarmiert waren?

Den 9. November habe ich gut in Erinnerung. Da habe ich abends die Tagesschau gesehen, habe Günter Schabowski gesehen und gehört und habe nicht verstanden, was er gesagt hat. Textlich selbstverständlich schon, aber nicht inhaltlich, also die Bedeutung dessen, was er gerade verkündigt hat. Ich bin schlafen gegangen. Erst am nächsten Tag konnte ich das Geschehen realisieren. Ich hatte das erste und einzige Mal in meinem Leben das Gefühl einer Freud'schen, narzisstischen Kränkung. So viele Menschen haben die DDR unter schwierigsten Umstän-

den verlassen oder sind beim Fluchtversuch getötet worden oder wurden eingesperrt. Und jetzt das. Ich hatte das Gefühl, die DDR kommt mir jetzt nach.

Überall hörte ich die Rufe »Wir sind das Volk« und mir wurde übel. Nicht nur als Lesbe, sondern auch als Jüdin erlebte ich den Mauerfall nicht angenehm. Der Antisemitismus, den ich in der BRD erlebte, verstärkte sich durch den Mauerfall und die Vereinigung beider Länder. Nicht weil er plötzlich aus der DDR kam, sondern weil er sich miteinander verband und dadurch verstärkte. Ich trug damals eine Kette mit einem kleinen Davidstern. Plötzlich wurde ich überall angepöbelt – auf der Straße, in Läden, in den öffentlichen Verkehrsmitteln. Über Antisemitismus wurde damals nicht geredet. Über Jüdinnen und Juden auch nicht.

Die Rufe »Wir sind das Volk« hin zu »Wir sind EIN Volk« fand ich damals schon sehr gruselig. Es war ein Gefühl, als stünde ich am Rand eines Geschehens, das nichts Gutes verhieß. Da war ich mehr als alarmiert. Und die Jüdinnen und Juden, die ich damals kannte, ebenso. Uns ekelte dieses nationalistisch-völkische Treiben an.

Denken wir an die Bilder vom Oktober 1989 und Oktober/November 2019. Meinst Du, dass bei den Feiern zum 30. Jubiläum der Öffnung der Mauer die jüdische Sicht damals wie heute ausreichend abgebildet wird und wurde?

Ich finde dieses Datum katastrophal, damit ist unsere Geschichte weg. Man hätte auch jedes andere Datum wählen können, den 7. oder den 10. November, etc. Aber nicht ausgerechnet den 9. November, der mit der Pogromnacht 1938 am 9. November der Auftakt zum größten Pogrom gegen Jüdinnen und

Juden war. Infolge dieses Ereignisses sind 6 Millionen europäische Jüdinnen und Juden ermordet worden. Diesen Tag umzuwidmen und zu feiern, macht mich sprachlos. Zufall kann das keiner sein. Das passiert nicht einfach so. Bei der Dreißigjahrfeier [der Stadt Berlin] mit dem Motto »7 Tage, 7 Orte« wurde nicht nur gefeiert. Während der Show wurde auch eine Nachricht auf Hebräisch – öffentlich gut sichtbar – gezeigt: »Es reicht mit der Besatzung!«, »Land ohne Mauer«. Hier wurde Antisemitismus öffentlich abgefeiert. Bei jeder Gelegenheit, ob bei solchen Feiern oder bei Friedensdemonstrationen, wird kontextlos gegen Israel gehetzt. In der DDR gab es dafür die Zeitung »Das neue Deutschland«. Während Antisemitismus in der DDR staatlich organisiert war, ist es in der Bundesrepublik angeblich immer ein »Versehen«. Von Jüdinnen und Juden wird Anpassung und Schweigen gefordert. Wir sollen den nationalistischen Taumel nicht stören.

Wie war Deine erste Zeit in der BRD? Wie hast Du Dein Jüdisch-Sein in feministischen und queeren Zusammenhängen erlebt?

Als ich in der BRD angekommen war, war ich erstmal nur damit beschäftigt, zu überleben. Erst als ich diesen Kulturschock verkraftet hatte, knüpfte ich Kontakte. Unter anderem mit jüdischen Lesben, Schwulen und Trans\*Personen, das war schön und unglaublich empowernd. Und ich hatte das Glück, mit anderen gemeinsam den »Egalitären Minjan«<sup>8</sup> mitzugründen, in dem feministisch-, lesbisch-, queer lebende Jüdinnen und Juden sich erstmals in Deutschland eine Sichtbarkeit erkämpft haben und zentral zur Entwicklung des Reformjudentums in Berlin beigetragen haben.

Kontakte knüpfte ich zu dieser Zeit auch mit

Nicht-Jüdinnen, vor allem mit Lesben und Feministinnen. Das war teilweise schockierend. Anfang der 1990er gab es ja BDS noch nicht, aber einen enormen Antisemitismus in lesbischen, feministischen Kreisen. Ständig gab es die Frage danach, ob ich eine »Halbjüdin« oder »eine richtige Jüdin« wäre, ob ich religiös sei, oder auch, wie viele Personen in meiner Familie umgebracht worden waren. Oft wurde ich benutzt, um mir ihre nicht-jüdische Familiengeschichte anzuhören und/oder dass ihre Opas keine Nazis waren, oder eben doch. Ich wurde regelrecht vollgelabert mit ihrem antisemitischen Müll und war oft konfrontiert mit ihrer faschistoiden Sprache. Es war immer diese Täter-Opfer-Umkehrung. Ich musste mir anhören, dass ich zu sensibel, zu aggressiv und immer auch, dass ich zu intellektuell bin. Ich war fassungslos. Das erlebte ich nicht nur am Küchentisch, sondern auch in der Lesbenszene und auch später in der Hochschule in den Theorie-Diskursen, in den Seminaren. Zu dieser Zeit war ich immer die einzige Jüdin und es fand keine Solidarisierung statt. Zum damaligen Antisemitismus ist heute der BDS dazugekommen, was die Situation für mich nicht einfacher macht.

Jüdische Vielfalt und jüdisches Leben in Deutschland heute ist sichtbar. Heute erleben wir aber auch Antisemitismus wie das Attentat von Halle an Yom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, Juden Hass an Schulen und Universitäten, oder BDS. Daran und am jährlichen »Bericht antisemitischer Vorfälle« der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus e.V. sehen wir, dass es bis heute keine Strategie gegen Antisemitismus gibt. Was muss und was kann getan werden, um Antisemitismus entgegenzuarbeiten?

Ja, Jüdisches Leben und Jüdische Vielfalt sind heute in der Bundesrepublik vorhanden. Dennoch habe ich immer das Gefühl gehabt und habe es noch heute, kulturell in Ruinen zu leben. Angesichts der Geschichte und des gegenwärtig weltweit erstarkenden Antisemitismus scheint mir, dass Jüdisches Leben immer fragil und fragmentarisch ist. Auch wenn es mir sehr gut gefällt, wie vor allem die jungen Jüdinnen und Juden sich behaupten und Theaterstücke, Romane, Konzepte etc. in die Welt bringen, wie sie an der Entwicklung religiöser Vielfalt beteiligt sind, sollten wir uns nicht sicher fühlen.

Meine Strategien gegen Antisemitismus betreffen nicht nur meinen privaten Bereich, sondern auch meine Arbeit. Privat bin ich gut vernetzt. In meiner Arbeit habe ich das Glück, dass ich immer selbständig arbeiten konnte und so auch das Thema Antisemitismus aufgreifen konnte und kann. Gemeinsam mit Gudrun Perko habe ich das Bildungs- und Trainingskonzept »Social Justice und Diversity« entwickelt, in dem der Kampf gegen Antisemitismus einen zentralen Platz hat. Darin konnte ich auch aus meiner jüdischen Sozialisation heraus eine Methode, die Mahloquet, entwickeln. Mahloquet heißt dialogisches Streitgespräch und kommt aus der jüdischen Interpretation der Schrift, der Torah. Darüber kommen wir über die Geschichte und gegenwärtige Formen von Antisemitismus ins Gespräch und vermitteln vor allem Handlungsstrategien gegen Antisemitismus. Auch in meiner Lehrtätigkeit habe ich immer die Gelegenheit, Antisemitismus und Maßnahmen, Handlungsoptionen dagegen anzusprechen.

Man muss Antisemitismus als das erkennen, was er ist: Hass und Feindschaft gegen Jüdinnen und Juden, die sich verbal und durch Gewalt zeigt. Maßnahmen gegen Antisemi-

tismus müssen allorts und in allen Feldern der Gesellschaft geschehen. Und zwar nicht als Pilotprojekte, sondern verstetigt. So müssen und können etwa in der Bildungsarbeit Ermöglichungs- und Reflexionsräume eröffnet werden, wo wirklichkeitsferne Reflexe des »Nie wieder« oder »Alarmiert-Seins« auf den Boden der Realität gestellt werden. Die Romantik des einfach miteinander Redens und der Ruf nach mehr Aufklärung muss durchbrochen werden. Es gibt viele Forderungen für konkrete Bereiche, wie etwa die Schule, die erstmal umgesetzt werden sollen. Was fehlt, sind Wirksamkeitsstudien. Und wir brauchen immer wieder neue Überlegungen, die uns aus herkömmlichen Konzepten oder Ansätzen hinausführen. Das gilt übrigens für die gesamte Antidiskriminierungsarbeit. Und dazu braucht es auch – neben der Zivilgesellschaft – einen politischen Willen.

## Anmerkungen

\*In der PDF Version erscheinen zwei Interviews, alle sechs Interviews erscheinen ausschließlich in der Print-Version des Buches.

1 Ich wähle in meinem Artikel bewusst den diskutierbaren Terminus »Reichskristallnacht«, weil er die Zerstörung drastischer und bildhafter wiedergibt als der Begriff »Reichspogromnacht«, dieser Fachterminus erscheint mir als eine Nivellierung der antijüdischen terroristischen Mordanschläge.

2 09.11.1918: Ausrufung der Republik. 09.11.1923: Hitlers Marsch zur Feldherrenhalle – Heldengedenktag. 09.11. 1938: »Reichspogromnacht«. 09.11.1939: Exzessive Pogrome im von NS-Deutschen besetzten Tarnów: Brandanschläge auf Synagogen, Verwüstung und Raub jüdischer Kultgegenstände, Schändung und Ermordung jüdischer Menschen, Plünderungen jüdischer Geschäfte. 09.11.1948: Hinrichtung des in Polen abgeurteilten SS-Sturmscharführers Rommelmann, dem Henker von Tarnów. 09.11. 1969: Ein antisemitisch motivierter – pauschal gegen Israel und den Zionismus sowie den US-Imperialismus gerichteter Anschlag auf das Jüdische Gemeindehaus in der Fasanenstraße in Berlin – kam aus einer zur äußersten Gewalt bereiten linken Splittergruppe im Umfeld des SDS, des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes, den sogenannten »Tupamaros West-Berlin«. Wegen einer verrosteten Zündkapsel scheiterte der politische Mordanschlag. 09.11.1989: »Maueröffnung«; Markierung der politischen Wende in der DDR.

3 Weissberg, Nea / Müller-Hohagen, Jürgen (Hg.), Beidseits von Auschwitz – Identitäten in Deutschland nach 1945, Berlin, 2015.

4 Weitere Informationen unter [www.lichtig-verlag.de](http://www.lichtig-verlag.de).

5 Weitere Informationen unter [www.amadeu-antonio-stiftung.de](http://www.amadeu-antonio-stiftung.de).

6 Weitere Informationen unter [www.social-justice.eu](http://www.social-justice.eu).

7 Wiepersdorf war während der DDR ein Ort des kultur- und literaturgeschichtlichen Betriebes. Siehe dazu: Frach, Friederike, Schloss Wiepersdorf. Das »Künstlerheim« unter dem Einfluss der Kulturpolitik in der DDR, Berlin 2012.

8 Um einen G'ttesdienst abhalten zu können, müssen zehn religiös mündige Jüdinnen–Juden anwesend sein. Während in traditionellen bzw. orthodoxen jüdischen G'ttesdiensten ausschließlich die Männer gezählt werden, sind beim egalitären Minjan Frauen und Männer gleichberechtigt und gestalten den G'ttesdienst

9 Das hebräische Wort »Alija« bedeutet wörtlich übersetzt »Hinaufsteigen«. Alija bezeichnet die Einwanderung nach Israel.

10 »halachisch«, von »Halacha«, das jüdische Religionsgesetz.

11 »Giur« bezeichnet den Übertritt zum Judentum, das beinhaltet den Entschluss, alle 613 Gebote der Torah einzuhalten.

12 Das hebräische Wort »Aliyah« bedeutet wörtlich übersetzt »Hinaufsteigen«. Aliyah bezeichnet die Einwanderung nach Israel.